

Rücken einreiben 4.70

W. Graf

Die alte Dame bewohnt ein ehemaliges Bahnwärterhäuslein, das wie üblich direkt neben dem Geleise steht. Eine Barriere gibt es zwar noch, sie wird aber nicht mehr von Hand heruntergelassen, den Bahnwärter braucht es schon lange nicht mehr. Die Dame fühlt sich krank und ruft den Arzt herbei. Er kommt, tritt ein und schaut sich im Zimmer um. Frau Jeanette G., so heisst die Dame, sitzt hoch aufgerichtet auf ihrem Sofa, sie scheint nicht sehr krank zu sein, die Hände ruhen im Schoss, die Füsse berühren nur knapp den Boden. Das Zimmer ist klein und voller Möbel, dazu ein Rollstuhl, der jetzt aber leer ist. Neben der Patientin sitzen drei Puppen, auch sie mit steifem Rücken. «Schön dass Sie gekommen sind», begrüsst sie den Arzt und fordert ihn auf, Platz zu nehmen. «Vielleicht erstaunt es Sie, dass ich so klein bin, d.h. vielleicht haben Sie noch gar nicht bemerkt, wie klein ich bin. Sie sehen aber, ich habe zu kurze Beine.» Der Doktor hatte sich nichts daraus gemacht, dass ihre Beine den Boden kaum berührten, aber jetzt fiel es ihm auf, Frau G. hatte tatsächlich auffallend kurze Beine. Das Bahnwärterhäuslein verwandelt sich in eine Bühne, das Sofa wird zum Requisit und Frau G. zur kleinen, hübsch hergerichteten Schauspielerin. Sie hatte sich ganz offensichtlich für den Doktor «schön gemacht». Aufgewachsen im Freiburgischen Hinterland war sie mit sechs Jahren vom Heuwagen gefallen und hatte sich dabei beide Oberschenkel gebrochen, ein ziemliches Desaster, femora in statu nascendi. Damals wurden solche Brüche noch mittels Streckprozedere behandelt: Stift durchs Fersenbein, Zugbügel, Umlenkrolle, Gewicht angehängt und liegen, liegen und nochmals liegen, das Ganze einer Folterung auf dem Streckbett nicht unähnlich. Die kleine Jeanette bekam aber keinen Arzt zu Gesicht, das Streckbett blieb ihr erspart. «Wissen Sie, wir hatten halt kein Geld für zum Doktor.» Sie wurde zu Hause ins Bett gelegt und der Heilung durch die Natur überlassen. Schweiz, Freiburg, etwa 1920. Da lag sie wochenlang, verursachte keine unnötigen Kosten und heilte vor sich hin. Später lernte sie wieder gehen, wagte auf schwachen Beinchen watschelnd erste Schritte, aber sie lernte wieder gehen. Die Eltern nannten sie jetzt das watschelnde Entlein mit den O-Beinen. Das wird sich schon geben, hiess es, eines Tages wirst du aufrecht und gerade gehen wie alle Kinder im Dorf. Aber es zeigte sich, dass sie nicht nur unfähig war, gerade zu gehen wie alle Kinder im Dorf, nein, schlimmer noch, sie wuchs auch nicht mehr,

ihre krummen Oberschenkel waren aus dem Lot geraten, die Epiphysenfugen ihrer Wachstumspotenz beraubt, sie blieb ein watschelndes, krummbeiniges, kleines Entlein.

Wie weiland das Oskarchen nach einem Sturz über die Treppe herunter den Wuchs verweigerte und fortan als Zwerg seinen Zorn blechtrommelnd und glaszersingend zum Ausdruck brachte, so verweigerte auch Jeanette das Wachstum, blieb klein, ein watschelndes Entlein, später eine Sitzriesin, deren Füsse, wenn sie auf dem Sofa sass, nur knapp den Boden berührten.

Diesmal muss ein Arzt her, wird sie sich gesagt haben, ich will wissen, was los ist, wieso mir mein Bauch so weh tut.

Die Anamnese ist der Humus der Krankheit, der Boden, auf dem sie gedeiht. Gibt es überhaupt eine Krankheit ohne Anamnese? Der Arzt hört seiner Patientin erstaunt zu, versinkt in ihre Geschichte und vergisst, weswegen er gekommen ist. «Living theatre, living history», ein Mensch erzählt sein Leben und wird zum Darsteller seiner Geschichte. Der Sud des Lebens sprudelt aus dem Gehege seiner Zähne, Perlen werden mitgeschwemmt und glitzernde Steine fallen geradewegs auf den Boden des Bahnwärterhäusleins, direkt vor die Füsse des Doktors. Nur wenn ein Zug herandonnert, muss Frau G. innehalten, ein lärmendes Inferno erstickt jetzt das Gespräch und deckt die Sprache zu, bis der Lärm verhallt und es wieder ruhig wird. Vor Zeiten war es, als der Bahnwärter jetzt die Kurbel zu drehen begann und die Schranke sich langsam wieder hob.

Frau G. schien nicht schwer krank zu sein, die Bauchbeschwerden konnten dank des neuen Antibiotikums, sie sagt übrigens immer Antibiotika, zum Verschwinden gebracht werden. Später ruft sie den Arzt erneut ins Bahnwärterhäuslein. Wieder diese ekligen Bauchschmerzen, dieses Stechen und Ziehen, dieses elende Übelsein, verbunden mit dumpfem Schmerz. Frau G. liegt diesmal nur leicht bekleidet auf ihrem Sofa. Drei Puppen schauen zu, wie der Doktor sich setzt und mit tastender Hand den Bauch zu untersuchen beginnt. Welch geheimnisvolles Ritual kann eine Untersuchung sein, die Begegnung zweier Menschen, die sich auf eine Art nahekommen, sich gefühlsmässig ausliefern, Blösse zeigen wie sonst kaum. Was ist ein Schamane und wann beginnt er, ein Scharlatan zu sein? Gefühl und Wissen können sich in die Quere kommen, können uneins sein. Wenn sie aber ausgewogen sind, dann kann eine ärztliche Begegnung zur Kunst werden. Ärzte sprechen von Routine, von mühsamer Arbeit, oder ärgern sich sogar, wieder so ein Fall, mein Gott, hört denn diese Sprechstunde nie auf.

Der Doktor empfindet die Begegnung als späte, groteske Versuchung, weist den Gedanken aber sofort zurück, lächerlich, eine alte Frau mit kurzen, krummen dünnen Beinchen, und wie sie daliagt! Trotzdem beschäftigt ihn der Gedanke an die merkwürdigen Hormone, diese heimlichen Strategen der Evolution, über deren Kräfte er sich immer schon seine Gedanken gemacht hatte, das Benzin des Darwinismus, mit

Korrespondenz:
Dr. med. Werner Graf
Holenackerstrasse 85
CH-3027 Bern

deren Hilfe es die in ihrer Jugend nicht gerade verwöhnte Jeanette G. trotz Behinderung zu drei Kindern gebracht hatte. «Wunderschöni groossi Meetscheni» und strahlt dabei aus grossen, alten Augen, und ein Lächeln gleitet über ihr Gesicht. Wenn am Ende eines Lebens noch ein Lächeln übrigbleibt, hat sich die Investition Leben gelohnt. Vielleicht ist es nur noch ein Lächeln, das zählt?

Frau G. hat Vertrauen gefasst, dem Doktor ihr halbes Leben erzählt, nur die Geschichte vom Fischer behält sie lange Zeit für sich, vom Fischer, der ab und zu, wenn es dunkel wird und die Fische nicht beißen wollen, Rute und Fischerstiefel vor dem Bahnwärterhäuslein deponiert und sich zu einem Kaffee einladen lässt. «Und wissen Sie, was er sonst noch will, der alte Stürmi?» Augenzwinkern. «Schlaabere will er, Sie glauben nicht, aber es ist wahr: schlaabere, der alte Stürmi!»

Jetzt wohnt sie im Altersheim in einem Zimmer mit Balkon und kleiner Küche. Der Bauch aber lässt sie nicht in Ruhe, das alte Zwacken und Stechen, der schlummernde, manchmal bedrohliche Schmerz. Die Diagnose Colitis ist längst gestellt, das Vorgehen bei Schüben bekannt, das Ganze medizinisch kein grösseres Problem. Aber es gibt noch die Software einer Krankheit, das Moosbett oder der Humus, auf dem sie gedeiht, der Hintergrund, vor dem sie sich abspielt, die Anamnese eben. Frau G. ist allein, auch im Altersheim, das Leben längst zur Erinnerung geworden, Hoffnungen gibt es keine mehr, dazu die ständigen Schmerzen. Der Doktor möchte sie operieren lassen. «Ich will das aber nicht», sagt sie, «eine alte Frau soll man nicht mehr operieren.» Unselbständig ist sie auch, für alles und jedes muss sie bitten. Rücken einreiben kostet 4.70, Schuhe binden 2.-, eine kleine Kommission im Dorf 10.-. Schlimm genug, dass sie selber nicht mehr gehen kann. Haare waschen: mein Gott, wie oft hat sie sich die Haare gewaschen, ohne dabei auch nur das geringste zu denken. Und jetzt? Haare waschen 12.50. Reklamiert sie, heisst es, sie können ja zum Coiffeur gehen, dort wäscht ihnen niemand die Haare für 12.50! Der Ärger bricht wie eine Flutwelle aus ihr hervor und ergiesst sich auf den Seniorenresidenzzimmerboden vor die Füsse des Doktors. Den Einwand, sie habe nun aber doch ziemlich übertrieben, lässt sie nicht gelten. «Alt werden ist wie ein Berg, der immer steiler wird, und da musst du hoch.»

1967 hat Max Frisch eine fiktive Geschichte geschrieben, in der die «Vereinigung Freitod» gegründet wird. Er hat das Problem Überalterung, die kopfstehende Alterspyramide vorausgesehen, ahnte die Schwierigkeiten, die auf uns zukommen würden. Wer alt ist, schlagen in dieser Geschichte die Gründungsmitglieder der Vereinigung vor, soll aus eigener Einsicht abtreten, wie bei den Inuit: ins Kanu und ab aufs Eismeer, hinaus in den selbstgewählten Tod.

Können wir uns Altwerden in Zukunft überhaupt noch leisten, den Luxus der Zuwendung, die kleinen Handreichungen, ja vielleicht sogar eine kleine Lie-

benswürdigkeit? In Japan soll es Versuche mit abgerichteten Schimpansen geben, welche in der Lage sind, den Staubsauger zu bedienen, den Kehricht zu entsorgen und Blumen zu giessen. Die Ameisen entdecken die Schimpansen, fährt es dem Doktor spöttisch durch den Kopf, typisch Japaner. Aber wieso soll ein Schimpanse Frau G. eigentlich nicht den Rücken einreiben können? Vor seinem inneren Auge schwärmen morgens ein Dutzend Schimpansen aus, mit einem kleinen Trottinetti ausgerüstet, um Einkäufe für die Residenzler zu besorgen, jeder trägt ein hübsches Rucksäckli, die blauen vom Gottesgnad, die gelben aus der Seniorenresidenz, die grünen vom Waldheim usw. Die Schimpansen würden den Patientinnen nun die Schuhe binden, wenn sie sich nicht mehr bücken könnten, würden ihnen die Haare waschen und sie kämmen und brächten sie abends zu Bett. Pflegerinnen und Pfleger, Schwestern und Brüder würden endlich entlastet, könnten aufatmen, Freiräume täten sich auf, endlich könnten sie die Pflegehochschule besuchen, lic. pfleg. werden, ja sogar doktorieren könnten sie jetzt. Themen für Abschlussarbeiten und Dissertationen gäbe es zuhauf: «Die Pflege an sich» oder «Altern und Pflegen, neue Ansätze» oder wieso nicht «die Gerontorehabilitation, Resultate einer doppelblinden multizentrischen Studie» (doppelt blind!) oder «Die Pflege im Lichte des new public management, Outsourcing als Chance».

Während der Doktor noch mit seinem Stethoskop beschäftigt ist, drängt auf einmal ein dunkles Wesen an seine Seite und berührt ihn sanft mit kleinen schwarzen Fingerlein am Rücken. Jetzt wirbeln Fischerstiefel und Puppen durch die Luft, und vom Kanapee herab grinsen drei Schimpansen, einer hält sich die Augen zu, der andere den Mund und der dritte stopft sich die Finger in die Ohren, derweil ein schwarzer Eisenriese mit Lärm vorüberbraust und wehe dem, der sich ihm in den Weg stellt, den schmeisst er hoch in die Luft, verzwirbelt ihn im Äther.

Der Arzt versorgt sein Stethoskop, gibt noch rasch ein paar Anweisungen, verspricht, wieder zu kommen, dann verlässt er die Residenz mit ziemlich schnellem Schritt. Frau G. stirbt im Jahr darauf an perforierter Colitis ulcerosa. Sie habe den Arzt nicht schon wieder kommen lassen wollen, hiess es im Büro, und so habe man angenommen, die Sache sei halb so schlimm. Dann sei alles sehr rasch gegangen: Notfallarzt, Einweisung ins Spital, wo noch eine Operation durchgeführt worden sei und dann das Telefon, sie sei gestorben.

Wo waren bloss die Schimpansen geblieben? Sassen sie auf dem Sofa und hielten sich Ohren, Mund und Augen zu, während das O-beinige Entlein aus dem Freiburgischen Hinterland seine Residenz verliess? Hoch auf dem Gelben Wagen sass es beim Kutscher vorn, wäre vielleicht ganz gerne noch geblieben, doch der Wagen, der rollte davon.

Hat da nicht einer vor vielen Jahren eine Geschichte geschrieben von einer braven neuen Welt?